

Bleiche
Gestalten mit
abgedrehten
Augen: Das
Personal in
Olaf Breunings
Inszenierun-
gen – hier die
Fotoarbeit
„Bully“ von
2000 – lehrt die
Betrachter
das Fürchten.
Aber nur ein
bisschen



Der Magier des Grauens

VON GERHARD MACK

Die Visitenkarte verheißt nichts Gutes. Der Name Olaf Breuning leuchtet rot auf schwarzem Grund. Und von jedem der kantig geschnittenen Buchstaben tropft Blut, als wäre gerade ein Massaker passiert. Um jeden Zweifel zu beseitigen, ist darunter noch die Warnung zu lesen: „Don't trust me. I'm homeless.“ Olaf Breuning ist, seiner gerade mal 31 Lenze zum Trotz, der ungekrönte König des Horror in der zeitgenössischen Kunst. Sein Paradies heißt Transsylvanien. Hätte Graf Dracula einen Gehilfen gebraucht, wäre Breuning nicht Künstler geworden.

Jetzt versammelt der junge Schweizer bleiche Gestalten mit abgedrehten Augen und Kettensägen in seinen Videos, lässt in Installationen Nebelmaschinen heißlaufen und bevorzugt einen Sound, der selbst dem Teufel das Gerippe klappern lässt. Dürers apokalyptische Reiter wären freundliche Gesellen in dieser unheimlichen Welt.

„Ich brauche dringend etwas zu essen“, sagt Olaf Breuning dann ganz diesseitig. Der Künstler ist bleich und im Stress. Er kommt aus Zürich. In Berlin baut er gerade eine Ausstel-

So sehen selbst in der Geisterbahn keine Wilden aus

lung auf. Danach muss er nach Paris. Und die Rauminstallation, die derzeit im alten Hallenbad des Kunstvereins in Freiburg zu sehen ist, hat er in seinem Atelier in New York vorbereitet.

Höhlenmenschen, in Felle gekleidet, kauern sich in kahler Landschaft. Einem Ritter steckt ein gutes Dutzend Schwerter im Rücken. Rote Feuer brennen unter grüner Beleuchtung. Ambient-Sound plätschert aus den in Wänden und Decke verborgenen Lautsprechern, und wenn die Gestalten singen, funkeln ihre Augen grün. Eine Studie für Freiburg hängt als Foto in der Berliner Galerie Arndt



Das Naturhistorische Museum in New York ist schuld; „Primitives“ (Farbfotograf



Üben für den großen Showdown: Farblotografie „Independence Day“, 1997

Karl May – ein Meister der Virtualität, lange bevor das Wort in Mode kam

& Partner. Vier Stammeskrieger in Röckchen aus Zweigen sind darauf zu sehen. In den Händen halten sie Stöcke. Ihre Haut ist braun gefärbt und zeigt weiße Tupfen wie Geschenkpapier. So sehen selbst in der Geisterbahn keine Wilden aus. „Ich arbeite mit Klischees und Stereotypen“, sagt Olaf Breuning. „Es genügt mir, dass jeder denkt, das sind Eingeborene, eine historische Referenz brauche ich nicht.“

Breuning nennt das „Secondhand-Sichtweise“. Er lässt sich von Bildern, Formen und Farben anregen, auf die er im Alltag stößt. Wenn etwas sein Interesse findet, geht er nicht in Bibliotheken, um sich kundig zu machen, sondern schaut, was Zeitschriften, Filme, das Internet anbieten. „Ich greife bereits hergestellte Informationen auf“, sagt er und schwärmt für Karl May. Der hat ganze Romanzyklen geschrieben, ohne physisch an den Schauplätzen seiner Bücher gewesen zu sein. Ein Meister der Virtualität – lange bevor das Wort in Mode kam.



In echt harmlos: Olaf Breuning

Den Anstoß zu dem Eingeborenen-Projekt gab ein Besuch im Naturhistorischen Museum in New York. Breuning genießt in der Kunstmetropole gerade ein Atelier-Stipendium der Stadt Zürich. Die einzigartigen Panoramen des Museums, in denen Szenen aus Natur- und Frühgeschichte täuschend echt nachgestellt sind, haben es ihm angetan. Da stand ein Schwarzer mit weißen Quadraten am ganzen Körper und seltsamen Hüten auf dem Kopf. „Das war so fremd, dass ich immer wieder daran gedacht habe“, erzählt Breuning von seiner noch jungen Faszination. Ur-einwohner verändern oft mit sehr

einfachen Mitteln ihre Körper. Lippen- und Ohrenringe deformieren den Kopf. „Das sind für mich Versuche, den Körper, mit dem man geboren wurde, zu verändern, wie wir sie heute aus der Schönheitschirurgie kennen“, meint Breuning. Ähnlich ist es bei den Rittern, die er seit geraumer Zeit in seinen Videos und Installationen benutzt. In den Rüstungen verschwindet der natürliche Körper. Zu sehen ist ein silberner Mann, eine artifizielle Erscheinung.

Das Künstliche ist Olaf Breunings Metier. Seine Welt ist synthetisch. Breuning schwebt durch die Zeiten. Bilder findet er sowohl in der aktuellen Musikszene wie im Kino oder in längst vergangenen Epochen. Figuren, Stimmungen und Stile reihen sich in buntem Mix aneinander. Auf einer Fotografie, die er vergangenen Winter bei der Ausstellung „Hypermental“ im Kunsthaus Zürich und danach in der Hamburger Kunsthalle gezeigt hat, räkelt sich eine schöne Halbnackte mit Katzenaugen und Luxuspelzen auf dem Boden einer Höhle. Auf ihrem Körper ruht der Fuß eines Langhaarigen in Rittermontur. Steinzeit, Mode und Mittelalter schießen auf skurrile Weise zusammen. Man lacht und hat das uralte Bild vom männlichen Bezwinnger schon gespeichert. „Nur so kann ich heute überhaupt noch von so etwas wie Herrschaft sprechen“, sagt Breuning. Damit er das selbst nicht vergisst, grinst er sich beim Einschalten seines Computers gleich selbst von der Mattscheibe entgegen: in Langhaarperücke, mit Whiskeyflasche, Ketten und Klunkern. Und falscher Zahnlücke.

Mit seinen hybriden Arbeiten ist Olaf Breuning innerhalb von gerade mal drei Jahren zum Shooting-Star der Schweizer Kunstszene avanciert. Seit zwei Jahren hagelt es Preise. 2000 erhielt er ein Stipendium für New York und war an 25 Ausstellungen beteiligt. Über vier Ordner mit Werkfotos und Presseclippings hat sein Zürcher Galerist Nicola von Senger (Ars Futura) schon gefüllt. Die Sammler reißen Breuning die Fotoabzüge aus den Händen. Dabei hat die Mutter eher auf eine Bankkarriere

ihres kleinen Olaf getippt. Der Junge wusste Geldscheine zu sortieren und seine Spielsachen zu verkaufen. Zu Hause herrschte zwar eine offene Atmosphäre – der Vater war Grafiker und fuhr eine Harley Davidson, die Mutter machte Kunsthandwerk – aber nichts wies auf eine Künstlerlaufbahn hin. Der Sohn wechselte nach einem Jahr Verwaltungslehre an einem Gericht in die Ausbildung als Fotograf, bevor er die Fotoklasse der Höheren Schule für Gestaltung in Zürich besuchte.

Fotografie ist wie die Zeichnung bis heute ein zentrales Medium zur Entwicklung der eigenen Bildwelt geblieben. Blatt für Blatt skizziert er

einem Rover posierten. Aussteiger aus der Gesellschaft, die scheinbar zufällig zusammentrafen, ohne wirklich zueinander zu finden. Es war, als hätte sich eine vorzeitliche Horde mit Kleidern und Requisiten aus der Gegenwart eingedeckt.

Die Gegenwelt, die bei Breuning aufscheint, ist alles andere als idyllisch. Robin Hood gehört nicht zu seinem Repertoire. In „Ugly. Yelp“, einer Rauminstallation mit Video, Sound, Nebel und Auto, hat Breuning Horrorfilme verarbeitet. Männer und Frauen rennen mit Ketten Sägen durch die Nacht, schleifen mit dem Auto Körper über den Bo-

Breuning. Sein positives Lebensgefühl will er vermitteln. „Ich bin ein Luxusgeschöpf. Ich lebe in New York, jette herum, bin auf Vernissagen und habe nur mit Menschen zu tun, die eigentlich keine existentiellen Probleme haben“, sagt er. „Wenn ich in Afrika aufwachsen würde und um jede Brotscheibe kämpfen müsste, hätte ich sicher eine andere Beziehung zur Welt. So kann ich aber nur auf meine Weise sprechen, alles andere wäre dumm.“

Kein Blatt vor den Mund nimmt er allerdings, wenn es um zeitgenössische Kunst geht. Da beklagt er den Niveauverlust und die lächerlichen Erhabenheitsgefühle anderen Medien gegenüber. „Wieso benutzen viele Kunst als Freibrief für verwackelte Bilder? Ich arbeite mit einem Equipment für zehntausend Franken inklusive Schnittprogramm. Damit kann man mit Videoclips mithalten.“

Breuning will Geschichten erzählen, in denen viele Menschen sich heute finden. „Das ist die Aufgabe der Kunst, und die muss sie heute mit anderen Medien teilen.“ Und dabei aufpassen, dass sie sich nicht im Geschäft verliert. Denn darüber macht sich der Jungstar keine Illusionen: „Kunst ist ein Business geworden wie der Film in Hollywood.“ Vielleicht mit der Chance, ein wenig subjektiver, ehrlicher und direkter zu sein als die Produktionen, deren Qualität mit Umsatzzahlen an der Abendkasse gemessen wird.

Wie die alte Geschichte vom Träumer Don Quijote zum Beispiel, der gegen Windmühlen kämpft. Bei Breuning ist er ein Turnhosenträger in Ritterrüstung, der in Roadmovie-Manier durch die roten Wüsten von Utah fährt und eine katzenäugige Schönheit trifft. Er fuchtelt mit dem Säbel, legt die Rüstung ab, wirft die Turnschuhe gegen den Himmel wie einst der Affe den Knochen in Stanley Kubricks Science-Fiction-Film „2001: Odyssee im Weltraum“ und läuft in die Weite der Steppe. Darüber gibt es dann nichts mehr zu sagen.

Galerien: Ars Futura, Zürich, Tel. +4 11/ 2 01 88 10, Arndt & Partner, Berlin, Tel. 0 30/2 80 81 23. **Ausstellung:** Kunstverein Freiburg, bis 12. August, Tel. 07 61/3 49 44



Zusammenstoß von Steinzeit, Mode, Mittelalter: „Cave Woman“, Farbfotografie, 2000

seine eigenen Fantasiewelten. Hunderte solcher Zeichnungen hängen im weiträumigen New Yorker Loft als eine Art Drehbuch an der Wand, wenn er mit Kamera und Computer an einem neuen Projekt zu arbeiten beginnt. Dann wird er zum Magier des Grauens. In seiner ersten repräsentativen Ausstellung verwandelte er 1998 das Kunsthaus Glarus in einen labyrinthischen Wald, der Shakespeare alle Ehre gemacht hätte. Die Musik dröhnte, die Besucher verloren in Nebelschwaden die Orientierung. Ein Film zeigte ausgebleichte Gestalten, die mindestens eine Woche nicht geschlafen hatten und vor

den und treten wie besessen auf einen (leeren) Kinderwagen ein. Die Gesellschaft ist zerfallen. „Hightech-Junkies“ nennt Breuning seine finsternen Gestalten und umgibt sie mit Qualm, Wind und düsterer Musik.

Wer darin Gewaltverherrlichung vermutet, täuscht sich. Breuning spielt mit Klischees, die er den Filmen John Carpenters oder anderer Meister des Gruselfilms entnimmt. Er zeigt stets, wie die Effekte entstehen. Bevor ein Faustschlag niedersaust, ist zu erkennen, dass er eine Puppe trifft. Ironie ist dabei zentral. Gesellschaftskritik nicht.

„Ich freue mich über die Welt und ihre vielleicht kaputten Reize“, sagt